

Zeitschrift: Centrum : Jahrbuch Architektur und Stadt
Herausgeber: Peter Neitzke, Carl Steckeweh, Reinhart Wustlich
Band: - (1993)

Artikel: Stumpfsinn und öffentliche Meinungsbildung
Autor: Kollhoff, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072921>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Es kann Ihnen passieren, daß Sie eines Morgens ins Büro kommen und ein Handwerker gerade ein armdickes Loch durch die hochglanzlackierte Decke im Treppenhaus bohrt. Wenig später wird ein Kabel durchgezogen, und auf die Frage, was daraus werden solle, erfahren Sie, daß eine neue Gegensprechanlage im Haus installiert wird. Der Handwerker zeigt Ihnen stolz den weißen Kunststoffapparat, der bald in Ihrem Büro montiert werden wird. Keiner hat Sie vorher gefragt oder auch nur vorgewarnt. Sie schlagen Alarm bei der Hausverwaltung und weisen darauf hin, daß man die Verkabelung nicht rücksichtslos durch den Stuck klopfen möge und geben Ihrer Verwunderung Ausdruck, daß Sie ohne vorherige Information in den Genuß einer Gegensprechanlage mit unsäglichem Klingel-, nein, Krächzgeräusch gekommen sind. Derweil zieht der Elektriker-geselle des Hausinstallateurs, den man losgeschickt hatte, beim nächstbesten Baumarkt eine Gegensprechanlage zu kaufen, die Strippen weiter durchs Treppenhaus und montiert schließlich ein stattliches braunes Kunststoffklingelta-bleau am Hauseingang, der erst vor kurzem denkmalpfle-gerisch renoviert wurde.

Fazit? *Stillosigkeit* kennzeichnet unseren Umgang miteinander und mit den Werten, die in der Vergangenheit geschaffen wurden. Dabei sind wir längst nicht mehr in der Lage, solche Werte zu schaffen! Wer macht uns denn den Stucco lustro, der für ein banales Kabel weggeklopft wird, wer baut uns denn die massive, vier Meter hohe Eingangstür, die für ein neues Schloß einfach aufgestemmt wird, wer schafft denn gleichwertigen Ersatz für das Drückerschild, das der Boh-rung eines Zylinderschlusses weichen muß? Ist das Banau-mentum bei uns so weit fortgeschritten, daß man nicht nur unfähig ist, Werte zu erkennen, sondern auch so ignorant, sich einzugestehen, daß man Gleichwertiges zu schaffen nicht in der Lage ist?

Ob sich etwas rechnet oder nicht, ist ja immer abhängig davon, wie umfassend kalkuliert wurde. Zu leicht lassen sich die Erzeugnisse einer verfeinerten Handwerklichkeit und einer künstlerischen Stilisierung in den Bereich des Ge-schmacklichen verbannen, als daß sie ernstzunehmende Faktoren im materiellen Kalkül werden könnten. Zu kom-plex müßte unsere Beweisführung ausfallen, als daß man damit Gehör finden würde in unserer ungeduldigen, Bilder verschlingenden Gesellschaft.

Wie soll man jemanden erklären, daß auf Gehrung gestoße-ne, also im 45-Grad-Winkel gefügte Holzfensterprofile die

Einheit des Fensters gewährleisten, während die heute ge-bräuchlichen, stumpf gestoßenen das Fenster in seinen Bestandteilen zeigen, ihm aber nicht als Ganzes in Erschei-nung zu treten gestatten. Die Fensterspezialisten haben sich etwas Einleuchtendes ausgedacht: Bei scharfkantigen Fen-sterprofilen reißt der Lack über kurz oder lang an der Kante. Deshalb machen wir nun die Kante rund, d.h., wir verzichten auf die ohnehin mühsame Präzision einer Kante. Wie stoße ich nun die solchermaßen aus der europaweit genormten Maschine kommende Hölzer, wenn die Geh-rung in Vergessenheit geraten ist? Unbekümmert produ-ziert die Industrie stumpf gestoßene, abgerundete Profile, die auch, nachdem sie zu einem Flügel zusammengesetzt sind, wie vier Prügel aussehen, die nicht zueinanderfin-den.

Diese barbarische Art, Fenster herzustellen, entspricht der Norm, erhält alle wünschbaren Gütesiegel, ja, es wird na-hezu unmöglich, ein anderes Fenster zu bauen, und versucht es ein Architekt zum Trotz, hält man ihm vor, er verteure den Bau durch Sonderwünsche. Warum rebellieren weder Architekten noch Bauherren noch Nutzer, wenn der Markt durch derart einseitig technisch optimierte, dem sehenden Auge und dem wahrnehmenden Verstand jedoch hohnspre-chende Produkte unterwandert wird?

Doch der Wahnsinn hat Methode. Schenken Sie Ihre Auf-merksamkeit einmal alten, steinverkleideten Häusern. Stein als Baumaterial war in Berlin etwas Besonderes. Man mußte ihn von weither holen, aus der Lausitz, aus Thüringen. Nur der Feldstein, in großen, mittig gespaltenen Blöcken für Siedlerhäuser und Kirchen in der Mark Brandenburg ver-mauert, war überall verfügbar. Entsprechend sparsam und sorgfältig hat man ihn verarbeitet. Es gab kaum Gebäude, die gänzlich mit Stein verkleidet wurden. Selbst die Schlös-ser erhielten weitgehend Putzfassaden, und Schinkel ver-zichtete bald ganz darauf, den tragenden Backstein zu verkleiden: Die Bauakademie machte den gebrannten Stein gesellschaftsfähig. Eine präzise Verarbeitung des kostbaren Materials Stein erforderte keine oder nur sehr schmale Fu-gen. Selbstverständlich wurden die Fugen vermörtelt und monolithisch mit der tragenden Wand verbunden. Das Fu-genraster beschränkte sich nicht auf die Darstellung der konstruktiven Notwendigkeit, sondern ließ diese durch spielerisch ins Ornamentale verfremdete Muster in den Hin-tergrund treten. Das Gebäude sollte solide in Erscheinung treten, deshalb konnte es nicht darum gehen, den banalen

Sachverhalt des konstruktiven Zusammenhalts zur Schau zu stellen. Man wollte ihn vergessen machen.

Die funktionalistische Verrohung ließ nach dem Kriege dem Diktum der konstruktiven Ehrlichkeit zuliebe einen Reichtum jahrhundertlang verfeinerter Gegenstände auf dem Schrottplatz zurück, zugunsten einer „ehrlichen“, aber kalten Sammlung von Materialien, an denen unsere emotionalen Bedürfnisse unbefriedigt abgleiten. Säulen wurden durch Rohre ersetzt, Dächer und Gesimse durch Betonplatten, der Sockel pervertierte zum Spritzwasserschutz aus Blech, gerahmt von einer Kiesdrainage. Man müßte hier nicht so viel Aufhebens darum machen, gehörte dieses Instrumentarium nicht zum Repertoire der „allgemein anerkannten Regeln der Baukunst“ und würde es nicht in der einschlägigen Fachliteratur feilgeboten und in der deutschen aller deutschen Errungenschaften, dem DIN-Normenwerk, unumstößlich festgeklopft.

Die Obsession der Wärmedämmung im Bauwesen leistet ein übriges. Nach dem Motto, was gut gedämmt ist, kann nicht häßlich sein, schafft es die konzertierte Aktion von Hartschaumindustrie, schnellem Immobiliengeschäft und ökologischem Bewußtsein, die sogenannte Thermohaut zum konkurrenzlosen Fassadenmaterial werden zu lassen. Im Kostendruck des sozialen Wohnungsbaus kann nur noch die Thermohaut bestehen. Das heißt, die Außenwand wird mit 8 bis 12 cm dicken Hartschaumplatten beklebt, auf die ein hauchdünner Kunststoffputz aufgezo-gen wird. Da dieser zur Haarrißbildung neigt, kommt er nur grobkörnig zur Anwendung. Nicht, daß das grobe Korn Haarrisse verhinderte, man sieht sie nur weniger. Der grobe Putz neigt aber, zumal in der Großstadt, zu schneller Verschmutzung, weshalb Thermohauthäuser in kürzester Zeit sanierungsbedürftig aussehen. Nur die Eck- und Fugenprofile, aus glattem Kunststoff versteht sich, verschmutzen nicht. Deshalb stehen die Thermohauthäuser nach zwei oder drei Jahren da wie verschmutzte Weihnachtspakete, deren Bindfäden seltsam neu aussehen. Klopfen Sie an diese Pakete, klingen sie hohl. Klopfen Sie aber nicht zu kräftig. Sie könnten die dünne Putzschicht durchstoßen.

Wer genug Geld hat oder wen diese Billigtechnologie zu sehr an eine Fast-Food-Verpackung erinnert, leistet sich einen Natursteinsockel. Der macht was her. Nur haben wir es nicht mehr mit einer monolithischen Wand zu tun, wie noch zu Schinkels, Behrens' oder Mies van der Rohes Zeiten, sondern mit einer mehrschichtigen Konstruktion, wobei

zur Wärmedämmung noch eine 4 cm starke Luftschicht hinzukommt, die dafür zu sorgen hat, daß etwa anfallendes Kondenswasser oder von außen eindringende Feuchtigkeit im Luftstrom wegtrocknen. Was liegt also näher, als die Fugen einfach offen zu lassen: die bauphysikalisch und wartungsmäßig beste Lösung! Offenbar fällt niemandem auf, daß damit das Wesen des Sockels pervertiert wird, der dem Gebäude ja eine stabile Erscheinungsform sichern soll. Ein Sockel, durch den der Wind pfeift, leistet das mitnichten. Was macht es schon, wenn hie und da die Ankerstifte aus den fingerbreiten Fugen heraushängen!

Woran liegt es, daß uns diese Derbheiten nicht mehr auffallen? Gehen wir durch die Stadt mit einem Fernsichtblick, bei dem die geringe Auflösung das Detail verschluckt oder bei dem die Gier nach dem nächsten Bild das gegenwärtige uninteressant werden läßt? Oder ahnen wir schon die Minderwertigkeit der von uns tagtäglich produzierten und konsumierten Umwelt, so daß wir uns angewöhnt haben, nicht zu verweilen, weil das nächste Bild die Verheißung verspricht? Wir sind Zapper geworden im Umgang mit unserer Stadt (Zapping = nervöses Hin- und Herschalten mit der Fern-sehfernbedienung). Alles wird austauschbar, alles ist gleich wichtig, alles ist nur noch dem Geschmacksurteil und der momentanen Laune unterworfen. Gibt es überhaupt noch Entscheidungskategorien jenseits von „toll“ oder „öde“? Man müßte sich solcherart nicht ereifern, säße man ab und zu nicht in einer Wettbewerbsjury. Was draußen bedauernswert sein mag und Anlaß für Zeitkritik, offenbart hier in der Symbiose mit basisdemokratischen Entscheidungsprozessen eine gnadenlose Logik. Hier schließt sich der Kreis. In der Jury sitzen sieben sogenannte Fachpreisrichter und sechs Sachpreisrichter. Sachpreisrichter sind Vertreter des Bauherrn, des Auslobers, der Genehmigungsbehörden, der Bürgerinitiativen usw. Fachpreisrichter sind in der Regel Architekten, damit das Anliegen eines Architekturwettbewerbes gewahrt bleibt, nämlich die beste architektonische Lösung zu gewährleisten. Nun hat sich eingebürgert, daß der Auslober und die politischen Entscheidungsgremien Architekten aus ihren Reihen als Fachpreisrichter aufstellen, was kritisch zu betrachten ist, denn wie entscheidet der bei einer Wohnungsbaugesellschaft oder bei der Verwaltung angestellte Architekt?

Dann sorgen die jeweiligen Berufsverbände dafür, daß nach dem Proporz verfahren wird: ein Architekt vom BDA, einer vom AIV, ein Gartenarchitekt, ein Stadtplaner, ein Innen-

architekt. Nicht zu vergessen die Architektinnen und die Architekten aus dem Osten. Sie können sich vorstellen, auf welcher abenteuerlichen Art Wettbewerbsentscheidungen zustande kommen, wenn Sie davon ausgehen können, daß unter den ArchitektInnen ein Rationalist, ein Dekonstruktivist, ein Scharounschüler und ein Darmstädter sitzen. Zu Recht solidarisieren sich sofort die Sachpreisrichter, geängstigt durch das Kauderwelsch ideologieverdächtiger Architekten. Das Verfahren läuft in der Regel auf den erstbesten Kompromiß hinaus, eine innovative, prägnante oder gar mutige Lösung hat keine Chance. Oberstes Ziel, so scheint es, ist das, was man unter Akzeptanz subsumiert. Jeder Preisrichter hat im Genick Interessengruppen, denen er Rechenschaft schuldig ist: Sein persönliches sinnliches Entscheidungsvermögen wird dabei unterdrückt.

Den Architekten selbst ist das Metier abhanden gekommen. Unversehens sieht sich ein ganzer Berufsstand in der Rolle des PR-Spezialisten und Stage-Set-Designers. Die Architektur ist zu einer Sparte der Unterhaltungsindustrie verkommen. Mit trägen architektonischen Kategorien können sie längst nicht mehr überzeugen im schnellen Tagesgeschäft planerischer Entscheidungsprozesse. Die Hyperventilation kurzer Wahlperioden bei immer länger werdenden Genehmigungszeiträumen läßt es nicht mehr zu, daß der Politiker, der ein Projekt gesät hat, auch die Ernte einfährt. Mit einem solide gebauten, ernsthaft durchdachten Haus läßt sich also keine Politik machen. Wen wundert es, daß deshalb die Projekte und hier vor allem die Wettbewerbe zum Gegenstand heißer Auseinandersetzungen werden – der fertige Bau interessiert nur noch am Rande oder wird als unvermeidliches Übel zur Kenntnis genommen. Politisches Tagesgeschäft verdrängt Sachverstand und Empfindungsvermögen. Wie soll daraus etwas Solides entstehen? Gut Ding braucht Weile. Wollen wir wegkommen von der Praxis, gerade auch im Wettbewerbswesen, uns immer nur mit dem sofort Verständlichen, dem Harmlosen, dem erstbesten Kompromiß zufriedenzugeben, dann muß zuerst einmal das Fachliche in Architektur und Städtebau sauber vom politischen Entscheidungsprozeß getrennt werden. Es ist in Vergessenheit geraten, daß es bei Architekturwettbewerben – wie bei jedem ernsthaften Wettbewerb – zunächst einmal um die Suche nach der besten Arbeit geht, um die Auswahl der besten fachlichen Lösung für ein gestelltes Problem. Mit dem Gewicht des in einer Jury konzentrierten Sachverständes ließ sich meist das siegreiche Projekt auch politisch

durchsetzen. Seit dem selbstverschuldeten Vertrauensschwund gegenüber den Architekten und Planern, die in den fünfziger und sechziger Jahren mit der schieren Masse der Bauaufgaben und in der naiven Überzeugung, es genüge schon, modern zu sein, Kopfgeburten von atemberaubender Abstraktion in die Welt gesetzt haben, gänzlich losgelöst von jedweden Lebenszusammenhang, wird man damit nicht mehr rechnen können. Man wird aber andererseits doch nicht allen Ernstes glauben, daß herausragende Architektur und herausragender Städtebau entstehen können, wenn der fachliche Diskurs in Wettbewerbs- und Auswahlverfahren ausgeklammert wird mit dem Ziel, die Lösung größtmöglicher Akzeptanz zu küren.

Zugleich ist Architektur ein Allgemeinplatz geworden. Jeder ist Architekt. Die Zeitschriften walzen kontinuierlich platt, was Architektur sei. Wie läßt sich das Blatt verkaufen, wenn nicht jeweils der neueste Schrei ausposaunt wird? Die Verwirrung ist total, und der Laie im Preisgericht ist erst einmal gegen alles, was ihm angst macht, und für alles Gefällige.

Mein Appell geht also zunächst einmal an alle Architekten. Wir kommen nicht umhin, uns wieder auf das Metier zu besinnen. Nur dann werden Wettbewerbe wenigstens die Anstrengung sein, eine im öffentlichen Meinungsstreit festgefahrene Situation durch Fachkompetenz zu klären. Das ist aber etwas ganz anderes als die heute gängige Praxis, die Architekten in den Ring zu schicken und ein Dutzend Kontrahenten der öffentlichen Auseinandersetzung zur Jury zu machen und die Welt im Glauben zu lassen, es gehe dabei um die beste architektonische oder städtebauliche Leistung.

Dann appelliere ich an die Bauherren: Leisten Sie sich das Quentchen Mehraufwand, das aus einer Kommerzkiste ein respektables Stück Architektur macht, auch wenn Sie das Gefühl nicht loswerden, daß dies nur ein marginaler Anteil der Konsumenten zu schätzen weiß. Der Versuch, in Hausseinheiten anstatt in Megastrukturen zu denken, ist ja gekoppelt an die Hoffnung, den Bauherrn wieder aus der GmbH-&-Co.-KG-Anonymität hervortreten zu lassen als Person, die sich mit der Architektur identifiziert.

Wettbewerbe sind zu pluralistischen Ritualen verkommen. Deshalb geht mein Appell auch an die Auslober von Wettbewerbsverfahren. Will Berlin nach der Kriegszerstörung und nach der stadtzerstörerischen Bauwut der Nachkriegszeit sein Gesicht nicht ganz verlieren, muß es sich ausklinken aus dem internationalen Maskenball, zumal wir dazu

neigen, immer mit den Ladenhütern der internationalen Architekturproduktion beglückt zu werden. Wir sollten uns auf unsere große und in ihrer Einfachheit und Solidität durchaus zeitgemäße Bautradition besinnen und zu einer Linie, einer Tendenz finden, ohne gleich den Begriff einer Berliner Schule zu strapazieren, von der wir sicher noch weit entfernt sind. Die Verantwortlichen für die Teilnehmerlisten der Wettbewerbsverfahren müßten doch gemerkt haben, daß nach der ausgiebigen Architekturaufklärung durch Heinrich Klotz und nach der Erfahrung der Internationalen Bauausstellung ein Teller Buntes zu wenig ist, nach dem Fall der Mauer, die Hauptstadt vor Augen.

Bezogen auf den Wohnungsbau appelliere ich an den Bau-senator und die Wohnungsbaukreditanstalt: Es kann Ihnen beim Festklopfen der förderwürdigen Kostenmiete nicht egal sein, welche Architektur, welche bauliche Qualität Sie für die investierten Steuergelder erhalten. Sie sind aufgefordert, auch wenn die Taschen leer sind, eine qualitative Meßlatte anzulegen und zu differenzieren zwischen einer Bauweise auf der grünen Wiese und einer innerstädtischen Baulücke. Es ist allzu verlockend, ausschließlich die Zahl der Neubauwohnungen anzupeilen und dabei unversehens Schlafstädte im Speckgürtel aus dem Boden zu stampfen, die in zehn Jahren wieder willkommene Thematik soziologischer Betrachtungen und Übungsfeld kostspieliger Wohn-

umfeldverbesserungsmaßnahmen sein werden. Es ist sträflich, vom Gesamtzusammenhang der Stadt zu abstrahieren. Es geht um Stadt-Bau, nicht um Wohnungs-Bau, und der läßt sich mit den begrenzten Mitteln nur bei drastischer Reduktion des Ausbaustandards erreichen. Sozialer Wohnungsbau ist nicht der Versuch, die großbürgerliche Villa bis zur Grotteske zu miniaturisieren, sondern die Anstrengung, bezahlbare Wohnungen für Bedürftige in alten und neuen Stadtteilen zu schaffen. Schauen Sie sich Berlages Amsterdam Süd an und Schumachers Hamburg.

Und schließlich geht mein Appell an die Stadtbürger: Schaut hin, begreift die Stadt mit Euren Sinnen. Aktiviert Eure Sinne und versucht, ihnen zu trauen! Wir merken doch schon noch, daß uns die Augen weh tun bei Niedervoltfunzeln, und ich spüre schon noch, wenn mir das Stahlrohr des letzten französischen Design-Stuhls in den Hintern piekt. So gesehen ist jeder Architekt, auf ganz andere Weise, als es die bunten Blätter und Flimmerkisten suggerieren. Und je mehr jeder einzelne spürt, daß er so der Architektur näherkommt, desto mehr wird er den Fachmann zu Rate ziehen wollen, weil er in eine Welt gerät, deren Faszination er ahnt, die er aber nicht mehr begreift, weil sie in die Sphäre des Künstlerischen reicht.

(Der Tagesspiegel, Berlin, 4. Oktober 1992)